

Der Theoretiker

Schriftenreihe zur Roulettewissenschaft

Folge 3:

Über das unselige Intuitivspiel

In seinem im Jahre 1926 veröffentlichten Werk „Das systematische Roulettespiel in Theorie und Praxis“ äußert sich A. Frank Glahn bezüglich des seinerseits so genannten „Hazard“ wie folgt:

„Unter Hazardspieler verstehe ich solche, die aus der Systemlosigkeit ein sehr schlechtes System machen, die den blinden „Zufall“ anbeten und von ihm in wenigen Augenblicken ein Vermögen unbescheidenen Ausmaßes (nämlich im Verhältnis zum vorhandenen Besitz) erwarten.“ (dto., S. 66)

Nun stellt sich hier allerdings die Frage, inwieweit Glahn jene Spielweise, welche wir gemeinhin als „Intuitivspiel“ zu bezeichnen pflegen, angemessen charakterisiert hat. Immerhin ist davon auszugehen, dass das „Anbeten des blinden Zufalls“ stets auch mit kognitiven Prozessen verbunden ist, welche Coup für Coup zu individuell spezifischen Erwartungshaltungen führen, welche ihre Ursache in zuvor gemachten Erfahrungen haben.

Grundsätzlich ist in diesem Zusammenhang zunächst einmal festzustellen, dass der Mensch nicht unbedingt in allen seine Lebensbereiche betreffenden Angelegenheiten über intersubjektiv akzeptable Referenzmuster verfügt, welche ihm gestatten, ihm gegenüber tretende Ereignisse einer erfolgverheißenden Beurteilung zugänglich zu machen. Im Falle eines Fehlens entsprechender Muster ist er somit zwangsläufig darauf verwiesen, die jeweiligen Ereignisse als mit einem wie auch immer gearteten So-Sein-Sollen in Einklang stehend zu interpretieren und sich somit letztlich auf das sogenannte „implizite Wissen“ zu verlassen, dessen eigentliche Grundlage sich dem jeweiligen Individuum prinzipiell entzieht. In den Geisteswissenschaften ist dieser Sachverhalt unter dem Begriff der „normativen Kraft des Faktischen“ bekannt.

So mag eine Person z.B. bei jeder juristischen Kompetenz selbst verbrecherischen Machenschaften das Wort reden, ohne sich der Absurdität ihrer Einlassungen tatsächlich bewußt zu sein.

Und dass sich selbst im Bereich der Wissenschaft teilweise erschreckende oder, wenn wir so wollen, durchaus auch belustigende Fehlsichtigkeiten auf Dauer zu stellen vermögen, habe ich bereits im Rahmen der zweiten Folge dieser Reihe zur Darlegung gebracht.

Offensichtlich hat man stets davon auszugehen, dass man als Lebewesen in einer spezifischen Umwelt innerhalb einer spezifischen Epoche sich dem Einfluss auch kulturbedingter Selektionen bezüglich der jeweils gemachten Erfahrungen selbst unter Zugrundelegung einer ausgeprägten Fähigkeit zur Selbstkritik nicht unbedingt zu entziehen vermag.

Die unausbleibliche Folge beim Roulettespiel ist der Sachverhalt, dass der Spieler in letzter Konsequenz bereits als Verblendeter den Spieltisch betritt, noch bevor für ihn auch nur zum ersten Male die Kugel im Casino geworfen worden ist.

In diesem Zusammenhang ist beispielsweise das universell mangelhafte Verständnis des Anfängers bezüglich des Ausgleiches von Zufallsereignissen zu erwähnen.

So kann man immer wieder beobachten, dass z.B. spätestens nach dem fünfmaligen Erscheinen einer Einfachen Chance in Serie sich die Einsätze auf deren Gegenchance häufen;

dies wohl infolge der selbstverständlich völlig falschen Annahme, die Wahrscheinlichkeit eines Serienabbruchs wachse mit der steigenden Serienlänge.

Dass allerdings Serien beliebiger Länge grundsätzlich nur durch noch längere ausgeglichen zu werden vermögen und man demgemäß im Grunde einen jeden Coup und zwar ausdrücklich unabhängig von seinem Ergebnis letztlich als Ausgleichscoup interpretieren kann, wird in einer entsprechenden Situation von den Spielern infolge ihrer einseitigen Fixierung auf den Ausgleich der Häufigkeiten der Einzelereignisse offenkundig nicht in die Kalkulation miteinbezogen.

Nun könnte man zunächst einmal annehmen, man müsse im Zuge fortgesetzter Erfahrungen mit der Roulettematerie allein durch bloßes Beobachten der Spielverläufe im Casino doch immer klüger, erfahrener werden und in der Folge in zunehmendem Maße in der Lage sein, die jeweilige Spielsituation in angemessener und damit erfolgreicher Weise abzuschätzen.

Dem steht allerdings der Sachverhalt entgegen, dass eine jede Permanenzenfolge durch einen nicht kalkulierbaren Wechsel von Persistenz und Wandel der verschiedensten Phänomene gekennzeichnet ist und dadurch einem jeden Spieler individuelle diesbezügliche Vorstellungen vermittelt, welche zwangsläufig eben genau durch jenen Wandel der Erscheinungen verlustreiche Widerlegungen und in der Folge Veränderungen erfahren, die in der Folge durch neuerliche Veränderungen im Verbund mit neuerlichen Verlusten widerlegt werden etc. etc. .

Sofern man nun der Roulette ohne jedes klare und eindeutige Regularium gegenübertritt, wird man demgemäß zwangsläufig letztlich endlos von einer Täuschung in die nächste gleiten, ohne dass man auch nur die geringste Chance hat, in bezug auf die erlittenen Verluste jemals einen auch nur annähernd angemessenen Ausgleich zu erleben.

Dieser hier in Rede stehende Sachverhalt dürfte im übrigen wohl auch Anlass zu folgenden, Johann Wolfgang von Goethe zugeschriebenen, unter dem Titel „Die sechsunddreißig Rosenknospen“ verfassten Versen gewesen sein:

Spiele nicht Vergangnem nach,
Der Zufall liegt in Wehen,
Was vergangen ist Schall und brach,
Futurell gesehen.

Aus alledem folgt, dass die Anwendung selbst des einfältigsten Systems unter der Voraussetzung, es besitzt klare und eindeutige Regeln, immer noch empfehlenswerter ist als sich dauerhaft dem unseligen Intuitivspiel zu verschreiben.

Schließlich darf man grundsätzlich davon ausgehen, dass die Anwendung auch entsprechender „Einfachspiele“ nach festen Regeln infolge der genannten Wandlungsprozesse immerhin noch die Chance bietet, nach einer gewissen Zeit die Angelegenheit zumindest mit einem erträglichen Verlust zu beenden.

Demgemäß kann man gerade infolge der klaren Stukturiertheit der jeweils zur Anwendung gelangenden Methoden durchaus darauf vertrauen, niemals mit jener Problematik konfrontiert zu werden, welche Fjodor M. Dostjewskij in seinem Roman „Der Spieler“ in Zusammenhang mit der darin zur Darstellung gelangenden Großtante wie folgt beschreibt:

„Wenn ein Mensch von ihrem Schlag einmal den Weg (Anm. d. Verf.: des Intuitivspiels) beschritten hat, saust er wie ein Schlitten vom Schneeberg hinab, immer schneller und schneller.“

Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.